

Schreibende Staatsquallen

Kathrin Passig

(Im Herbst 2015 im Rahmen der [Tübinger Poetikdozentur](#) gehaltener Vortrag, verschriftlicht für die Buchveröffentlichung in "[Verweilen unter schwebender Last](#)", Swiridoff Verlag 2016. Der kurze Link zu diesem Text: bit.ly/staatsquallen)

Die Staatsqualle ist kein Tier, sondern eine Gruppe mit rund 150 Arten. Aber auch die einzelne Staatsqualle ist kein Tier. Sie ist ein Stock oder eine Kolonie aus einzelnen Polypen. Diese Polypen haben sich unterschiedlich spezialisiert, manche sind für Verteidigung oder das Einfangen von Nahrung zuständig, andere für die Verdauung, wieder andere für die Fortpflanzung.

Das ist nicht besonders exotisch, im Ameisenhaufen oder im Bienenschwarm gibt es eine ähnliche Arbeitsteilung. Aber einen Bienenschwarm betrachten wir nicht als ein Gesamtlebewesen, obwohl sich das Verhalten der einzelnen Biene einfacher erklären lässt, wenn man das tut. Weil in einer Staatsqualle die ganzen Einzelwesen zusammenkleben, denken wir anders über sie als über die Bienen.

Ich möchte meine Metapher zur Sicherheit erklären: Wenn man gemeinsam Texte schreibt, fühlt man sich auch wie ein Teil so eines Kollektivlebewesens, halb Einzelpolyp, halb Qualle. Da man mit seinen Coautoren üblicherweise nicht so fest verklebt ist, wäre Bienenschwarm zwar die bessere Metapher gewesen, aber die Biene muss schon als Metapher für so vieles herhalten, vor allem für bienenhaften Fleiß. Ich kann mich mit der Qualle persönlich besser identifizieren. Ich möchte gern für meinen quallenhaften Fleiß bekannt sein.

Der britische Autor W.H. Auden hat mit seinem Partner Chester Kallman zusammen einige Opernlibretti geschrieben, unter anderem für Igor Strawinsky. Von Auden stammt dieses Zitat: "Of course two librettists are not two people but a composite personality", natürlich sind zwei Librettisten nicht zwei Leute, sondern eine Gemeinschaftsperson.

Hier hat Auden eigentlich schon fast alles gesagt, worüber ich heute reden möchte. Für Leute, die nicht so gern zuhören oder die früher gehen müssen: es wird ein ganz unpoetischer Vortrag werden, der von Technik handelt, aber darum muss sich ja auch mal jemand kümmern. Ich hoffe, Sie haben sich gestern und vorgestern bei Clemens Setz auf Vorrat mit Poetik vollgesaugt.

Ich werde von meinen eigenen Erfahrungen berichten. Ich habe zusammen mit Coautorinnen und Coautoren ungefähr zehn Bücher und viele journalistische Texte geschrieben, mehrere Bücher gemeinsam übersetzt und drei Mehrautorenblogs mit zwischen 10 und einigen hundert Autoren gehabt. Wie es dazu gekommen ist, kann ich auch nicht sagen, es war keine bewusste Entscheidung. Jedenfalls hat es nur Vorteile (abgesehen davon, dass man das Honorar dann auch mit den anderen teilen muss).

Ich werde kurz beschreiben, was sich in den letzten Jahrzehnten bei der Zusammenarbeit an Texten geändert hat, und vor allem, was sich in den letzten zehn Jahren geändert hat. Daraus ergibt sich dann, warum das Thema in nächster Zeit eine größere Rolle spielen wird als bisher. Für die Wissenschaftler unter Ihnen ist das gemeinsame Schreiben natürlich

überhaupt nicht neu. Aber auch da gibt es wenig Aufmerksamkeit für die Frage, wie diese Zusammenarbeit passiert. Die technischen Details sind wichtig, man kann nicht einfach "Coautoren" oder "gemeinsam geschrieben" sagen und glauben, damit sei alles erklärt. Die Technik, für die man sich entscheidet, beeinflusst die Zusammenarbeit und den entstehenden Text.

Vorletzte Woche war ich eingeladen, vor Schweizer Medienwissenschaftlern zu reden. Ich bekam eine Mail mit Fragen, die ich im Vortrag beantworten sollte. Eine davon lautete: "Was ist für Ihre Arbeit das wichtigste Werkzeug (außer dem Computer)?" Ich weiß nicht genau, wie man diesen Zusatz "außer dem Computer" interpretieren soll. Eine missmutige Deutung wäre: Diese Medienwissenschaftler betrachten den Computer als eine Art Zange, ein Werkzeug, mit dem man eine ganz überschaubare Anzahl von Dingen machen kann, und genau für die interessanten Details interessieren sie sich gar nicht. Die wohlwollende Interpretation lautet: "Antworten Sie bitte nicht einfach nur 'Computer', natürlich haben alle Ihre Arbeitswerkzeuge was mit Computer und Internet zu tun. Wir wollen Details wissen!"

Aber jetzt zur jüngeren Geschichte der Zusammenarbeit an Texten. Der 1965 erschienene Roman "Das Gästehaus" hatte zwei Autorinnen und dreizehn Autoren, darunter Hubert Fichte und Peter Bichsel. Einer 1966 in der ZEIT erschienenen Rezension kann man entnehmen, wie das technisch bewerkstelligt wurde: "Der Plan, von dem Walter Höllerer im Nachwort berichtet, liest sich plausibel: Vierzehn junge Autoren bilden, zusammen mit dem Initiator des Ganzen, eine Arbeitsgemeinschaft, treffen sich fast täglich zu Besprechungen, wohnen zeitweise zusammen in einer Charlottenburger Pension und schreiben einen Roman, zu dem jeder, gemäß den gemeinsam erarbeiteten Absprachen über Handlung und Personen, ein eigenes Kapitel beisteuert."

Der Rezensent findet das Ergebnis literarisch mäßig interessant, aber ich möchte an dem Beispiel nur zeigen, wie so eine Kooperation in den sechziger Jahren konkret ausgesehen hat: Man musste – wenigstens zeitweise – am gleichen Ort wohnen. Selbst dann ist die Zusammenarbeit am Text keine triviale Sache. Es gibt einige bekannte Autorenduos, und ich habe für diesen Vortrag versucht, mehr darüber herauszufinden, wie deren Zusammenarbeit vonstatten ging. Die Gästehaus-Autoren schreiben also jeder ein eigenes Kapitel. Die Brüder Goncourt sitzen einander an einem Doppelschreibtisch gegenüber, der eine schreibt, der andere korrigiert und ergänzt. Auch die italienischen Krimiautoren Fruttero und Lucentini haben abwechselnd je ein Kapitel verfasst und dann den anderen korrigieren lassen. Beim französischen Krimiautorenduo Boileau und Narcejac kümmert sich Boileau um den Plot, Narcejac um die Psychologie der Figuren. Das alles ist erstaunlich schwer recherchierbar, auf zwanzig Erwähnungen der Tatsache, dass da Autoren gemeinsam am selben Text schreiben, kommt eine knappe Erklärung, wie man sich das ungefähr vorzustellen hat.

Eigentlich greife ich vor, wenn ich darüber rede, wie schwierig das gemeinsame Überarbeiten von Texten ist. Man vergisst das leicht, aber bis vor etwa dreißig Jahren war es auch für ganz allein schreibende Autoren schwer, am geschriebenen Text noch was zu ändern. Mein Agent Uwe Heldt berichtete davon, wie er in seinem früheren Leben als Lektor bei Piper für eine Woche zum Autor nach Hause fuhr, damit man gemeinsam am Buch arbeiten konnte. Änderungen wurden neu getippt, ausgeschnitten und auf die

Typoskriptseite aufgeklebt. Wenn es besonders viele Änderungen gab, wurden die Seiten so gebirgig, dass sie sich im Kopierer verklemmten.

Ich war zum Glück nicht dabei, ich habe am Computer geschrieben, seit ich fünfzehn war, aber ich habe Anfang 2006 eine kleine Zeitreise in diese schwierige Vergangenheit gemacht. Das Foto zeigt den Text, mit dem ich mich bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt bewerben wollte. Ich hatte ihn zu einem Arbeitsurlaub in die Schweiz mitgenommen, um ihn dort fertigzuschreiben, aber ich wusste damals noch so wenig über die Schweiz. Mir war nicht klar, dass es sich um ein völlig anderes Land als Deutschland handelt, das nicht mal dieselben Steckdosen hat. Und der Stecker meines Laptops passte nicht in die Schweizer Steckdose. Zum Glück hatte ich den Text ausgedruckt dabei und konnte, wie man auf dem Bild erkennt, mit Hilfe von Stift, Kinderbastelschere und Kleber die drei wichtigsten Textverarbeitungsfunktionen Schreiben, Ausschneiden und Einfügen nachbauen. Das war nicht uninteressant, aber ich bin froh, dass ich es nur ein einziges Mal im Leben machen musste.

1990 erschien das Buch "Die Elektrifizierung der Sprache" von Dieter E. Zimmer, der damals Mitte 50 und Zeit-Redakteur war. Er freut sich darin über die neuen Möglichkeiten, die sich durch den Schritt von der Schreibmaschine zum Computer gerade ergeben hatten: "Wörter, Zeilen, Absätze, die man beseitigen möchte, sind weg. Und weg heißt hier wirklich weg; es bleibt keine durchgewetzte Stelle oder kein Loch, wo sie standen; sie sehen einen auch nicht unter lauter X-en oder unter einer Schicht von bröckligem Tipp-Ex hervor beschämend weiter an. Das heißt, es ist eine Lust, etwas Geschriebenes auch wieder auszumerzen."

Ob das vorteilhaft ist, war damals natürlich, wie jede Veränderung, umstritten. Es gab Kritik von verschiedenen Seiten – zum Beispiel die Behauptung, am Mac würde kindlicher und schlechter geschrieben als am PC, und zwar wegen des grafischen Betriebssystems am Mac (Windows war noch nicht erfunden). Dieter E. Zimmer bringt einen klügeren Einwand vor: "All dies heißt, daß das Schreiben mit dem Wortprozessor in einem ungeahnten Ausmaß den Charakter einer textlichen Bastelarbeit annimmt. Geht es so? Oder ist es vielleicht doch so besser? Nein, lieber wie es war ... Früher hat einen in vielen Fällen die zwar geringe, letztlich aber doch inhibitorische Mühe, die alle Änderungen oder Umstellungen auf dem Papier mit sich gebracht hätten, davon abgehalten, sie zu machen. Jetzt kann man sich ungeniert einem Rausch des Korrigierens hingeben. Für jenen Typ von Autor, der endlos zu verbessern pflegt und früher mit viel Tipp-Ex-Flüssigkeit und Kleister gearbeitet hätte, kann das auch gefährlich sein. Ihm fehlt nunmehr jeder Zwang zur Endgültigkeit. Er ergötzt sich vielleicht in einer endlosen Orgie von Revisionen, die seine Leser schon lange nicht mehr zu goutieren wissen."

Clemens Setz hat gestern vor Studierenden auf die Frage, woran man erkennt, dass ein Text fertig ist, geantwortet: Wenn die letzte Version darin besteht, dass man alle Änderungen der vorletzten Version rückgängig macht und wieder zur vorvorletzten zurückkehrt. Das ist eine Strategie, die überhaupt erst durch die Möglichkeiten von Textverarbeitungssoftware plausibel wurde, die genau durch diese Möglichkeiten aber auch nötig wurde.

Die meisten Autoren wohnen nicht mit einem anderen Autor im selben Haushalt, das heißt, wenn diese räumliche Beschränkung wegfällt, haben mehr Autoren Gelegenheit, mit jemand anderem zusammenzuarbeiten. Schon dadurch wird die gemeinsame Arbeit an Texten

wahrscheinlicher. Mein erstes Buch habe ich 1999 zusammen mit Ira Strübel geschrieben, ich in Berlin, sie in Heidelberg. Wir haben Word-Dokumente hin und her geschickt. Ich würde jetzt gern sagen, dass das abwechselnde Bearbeiten schwierig und umständlich war, aber ehrlich gesagt weiß ich gar nicht mehr, wie ich damals darüber dachte, es ist so lange her.

Dann habe ich ein paar Jahre lang von anderen Tätigkeiten gelebt und erst 2005 wieder angefangen, ein Buch zu schreiben, diesmal zusammen mit Aleks Scholz. Die allerersten Kapitelanfänge sind in einem Wiki entstanden. Das ist dieselbe Technik, auf der auch die Wikipedia beruht. (Wiki ist nicht, wie oft angenommen wird, der Kosenamenname der Wikipedia, sondern eine Bezeichnung für diese Art von Software. Die Wikipedia heißt so, weil ein Wiki ihre technische Grundlage ist.) Man kann sich ein Wiki auf dem eigenen Webserver einrichten und hat dann auch eine Textansicht und eine Bearbeitungsansicht jedes Kapitels. Das war ein großer Fortschritt im Vergleich zu den herumgemailten Worddokumenten, hat aber den Nachteil, dass man sich absprechen muss, wer wann welchen Text bearbeitet. Wenn beide gleichzeitig im selben Abschnitt Änderungen machen, gibt es einen Konflikt, den die Software manchmal selbstständig auflösen kann, oft muss man aber von Hand eingreifen.

Wir waren noch nicht sehr weit gekommen mit dem Buch, als Google Docs verfügbar wurde, damals noch unter dem Namen Writely. Das war ein so eindeutiger Fortschritt, dass wir sofort auf die neue Technik umgestiegen sind. Es gibt keine "Rückseite" des Textes mehr, also keine Bearbeitungsansicht. Wie bei Word gibt es nur noch eine einzige Ansicht, in der man auch editiert, und zwar gleichzeitig. Dadurch wird ein alter Autoretraum wahr: Man sitzt vor der leeren Seite, und sie füllt sich von allein. Jedenfalls dann, wenn der andere Autor nicht auch gerade nur auf den Bildschirm starrt. Bearbeitungskonflikte gibt es nicht mehr, beide können zur selben Zeit im selben Wort herumändern, wenn sie das wollen.

Ich habe im Laufe der letzten zehn Jahre oft mit Leuten zusammengearbeitet, für die das die erste Begegnung mit diesem Schreibverfahren war. Fast alle fühlen sich anfangs ein bisschen unwohl dabei: "Ich kann so nicht arbeiten, schau weg!" Im Laufe der Zeit merken sie dann, dass alle anderen auch Tippfehler machen und die ersten Fassungen von Sätzen oder Gedankengängen allgemein oft Unfug sind. Man gewöhnt sich an das öffentliche Schreiben.

Mit dem gemeinsamen Arbeiten am selben Schreibtisch habe ich in den letzten paar Jahren doch noch Erfahrungen gesammelt, und zwar durch Gerhard Henschel, mit dem ich mehrere Bücher gemeinsam übersetzt habe. Für Henschel ist schon das Herummailen von Dateien gewagt, Google Docs ganz undenkbar, so dass wir am Ende jedes Übersetzungsprojekts ein paar Tage an meinem Schreibtisch die letzten Änderungen besprochen haben. Ich fand die gemeinsame Arbeit sehr anstrengend, man muss sich stundenlang konzentrieren und darf gar nicht ins Internet sehen. Dadurch kommt man zwar einerseits schneller voran, aber der Zeitgewinn wird dadurch wieder zunichtegemacht, dass das Verfahren so mühsam zu organisieren ist, wenn man nicht zufällig sowieso in derselben Wohnung wohnt. Henschel lebt aber nicht einmal in derselben Stadt wie ich.

In der Standardansicht von Google Docs sieht man gar nicht, wer was geschrieben hat. Wenn man das wissen möchte, kann man in eine andere Ansicht umschalten, in der man

dann alle zurückliegenden Versionen sieht und die unterschiedlichen Autorinnen farblich markiert sind.

Bei anderen Werkzeugen zur gemeinsamen Arbeit an Texten, so wie den vielen Etherpad-Klonen, sieht man gleich während des Schreibens an der Farbe, welche Textteile von wem stammen. Versionskontrolle, mit der man alle Änderungen des Texts bis zum allerersten Buchstaben rückgängig machen kann, geht meistens einher damit, dass alle Autoren alles oder doch jedenfalls sehr viel dürfen. Es ist ja nicht schlimm, dass jemand Unfug schreibt oder versehentlich das halbe Buch löscht, wenn man einfach wieder zur vorigen Version zurückkehren kann.

Ein großes Problem dieser Arbeitsweise ist, dass fast immer der Punkt kommt, an dem man den Text aus dem kollaborativen Editor herausziehen und in eine Form bringen muss, in der nur noch eine Person daran arbeiten kann. Das geschieht typischerweise am Übergang zum Redaktionssystem bei journalistischer Arbeit oder bei Büchern dann, wenn der Text an den Lektor übergeben wird. Fast alle mir bekannten Lektoren bestehen nach wie vor darauf, Texte als Worddokument zu bekommen.

Die Riesenmaschine war ein Mehrautorenblog, der etwa zwischen 2005 und 2009 existierte. Es gibt sie immer noch, man kann noch alles lesen, es schreibt nur niemand mehr was. Sie hatte zehn bis zwanzig regelmäßige Autorinnen und Autoren, und die Software dafür habe ich damals selber geschrieben, weil es noch keine Blogsoftware gab, die mit multiplen Autoren zurechtkam. Es war furchtbar schlechte Software, aber was es darin gab, war eine Art Ständige Redaktionskonferenz: Unter jedem Beitrag fand eine lange Diskussion statt, was fehlt und wie man den Beitrag verbessern könnte. Außerdem konnte jeder in den Beiträgen anderer Leute herumändern.

Das Techniktagebuch gibt es seit Anfang 2014, es ist ein Gemeinschaftsblog mit etwa fünfzig regelmäßigen und um die 200 Gelegenheitsautorinnen und -autoren. Die Software ist in dem Fall nicht von mir. Das Techniktagebuch läuft auf der Standard-Blogplattform Tumblr. Das ist zwar auch nicht ideal, es ist auf andere Art schlecht als meine eigene Blogsoftware, aber wenigstens bin ich nicht mehr an allem schuld.

Wenn man es in der Innenansicht betrachtet, dann gibt es da keine Möglichkeit, mit den anderen Beteiligten über einzelne Beiträge zu diskutieren. Wir haben zwar einen Redaktionschat, der im Facebook Messenger stattfindet, aber dort wird viel mehr über allgemeine Fragen geredet, nicht über die einzelnen Texte. Die Riesenmaschine-Beiträge waren oft echte Gemeinschaftsprodukte, während die Beiträge im Techniktagebuch zu knapp hundert Prozent von der Person stammen, deren Name daruntersteht. Die anderen Redaktionsmitglieder fügen höchstens ein paar fehlende Kommas ein.

In die Riesenmaschine hatte ich diverse Hierarchien eingebaut: Ich durfte alles, ein paar andere Leute durften ziemlich viel, wieder andere durften ein bisschen, und manche durften gar nichts. Bei Tumblr muss man, wenn man vernünftig zusammenarbeiten will, eigentlich alle Beteiligten zu Admins befördern. Und dieser Schritt lässt sich nicht mehr rückgängig machen – dahinter steckt vermutlich keine große Überlegung der Tumblr-Entwickler,

wahrscheinlich war es schlicht am einfachsten so. Ich habe als Gründerin des Blogs dort technisch gesehen keine Sonderrechte. Für die Technik sind wir alle gleichberechtigt.

Die zugrundeliegende Technik wirkt sich also stark auf das aus, was im Blog passieren kann: Welche Hierarchien bringt sie mit sich? Wer darf was? Wie wird an den Texten gearbeitet und wie wirkt sich das auf die Ergebnisse aus? Dass das Techniktagebuch so funktioniert, war aber keine bewusste Entscheidung, sondern Zufall. In einer besseren, klügeren Welt, in der Wissen über kollaboratives Schreiben weiter verbreitet ist, müsste man sich so was vermutlich vorher überlegen. Und wenn man Germanistik oder Medienwissenschaften studiert, dann könnte man rausfinden, welche Folgen die Technik des Zusammenschreibens für dieses Schreiben hat.

Ebenfalls technisch bedingt war die überraschende Gastbeitrags-Entwicklung. Als es den Blog schon ein paar Monate gab, entdeckte ich zufällig, dass Tumblr bereits eine fertige Gastbeitrags-Option mitbringt. Wer einen Beitrag einsenden möchte, muss das also nicht per Mail tun, garniert mit Fragen, Entschuldigungen und Erklärungen. Dass die Beteiligung so unkompliziert ist, führte dazu, dass wir innerhalb kurzer Zeit viele gute Gastbeiträge von unbekanntem Leserinnen und Lesern bekamen.

Ich würde jetzt gern sagen: Wenn man zusammenarbeitet, dann bewältigt man auch ganz andere Arbeitsmengen. Das Techniktagebuch hat derzeit über 3000 Beiträge, die Buchfassung hat im Moment den Umfang der "Game of Thrones"-Serie, nämlich 5000 bis 6000 Seiten (in der PDF-Version; die anderen E-Book-Formate kennen ja keine Seiten). Man hört immer, durch das E-Book seien jetzt Arten von Büchern möglich, die früher nicht möglich waren, vor allem sehr kurze und sehr lange Bücher. In der Praxis ist das mit den sehr langen Büchern dann doch schwierig. Das Inhaltsverzeichnis des Techniktagebuch-E-Books reicht bis Seite 200. Beim Korrekturlesen braucht man einen ganzen Tag nur für das Inhaltsverzeichnis.

Andere Aspekte sind vielleicht wichtiger, zum Beispiel, dass man einen noch relativ rohen Text veröffentlichen und dann kontinuierlich gemeinsam korrigieren kann. Eine wichtige Erkenntnis der Arbeit am Techniktagebuch-E-Book war: Man muss immer von einer gemeinsamen, für alle zugänglichen Textbasis aus arbeiten. Es darf keinen Zeitpunkt geben, an dem man diese Version verlässt und den Text in eine lokale Datei umwandelt, auf die nur noch eine Person zugreifen kann. Sonst hängt alle Arbeit ab da an dieser Person, und niemand korrigiert mehr Fehler in alten Beiträgen. Wenn man erst jemand anderen bitten muss, eine Korrektur umzusetzen, ist das eine Hürde, die die meisten – gerade wenn sie unbezahlt und zum Spaß schreiben – von Verbesserungen abhält.

Die nächste Abbildung zeigt die Innenansicht eines Buchs von Sascha Lobo und Christopher Lauer, bei dem ich als Lektorin ins Googledoc geholt wurde. An den Randkommentaren kann man sehen, dass Coautoren immer gleichzeitig auch das erste Publikum sind:

Christopher Lauer: Versteh ich nicht.

Kathrin Passig: Ich schon, aber es könnte klarer sein. Satzumbau würde helfen.

Christopher Lauer: Lieber Sascha, kannst du dann hier mal dran? Ich verstehe es nämlich noch immer nicht ;)

Christopher Lauer: Versteh ich nicht.

Kathrin Passig: Auch nicht.

Wenn schon Coautor und Lektorin – bei denen man ja Interesse und Vertrautheit mit dem Thema voraussetzen kann – etwas nicht verstehen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch die späteren Leser Probleme haben werden. Außerdem ist es sehr leicht, noch mehr Testleser ins Buch zu holen. Der Unterschied zwischen privat, zugänglich für eingeladene Gäste und ganz öffentlich ist nur ein Schalter, der umgelegt werden muss.

Wenn man mit Leuten zusammenarbeitet, die alles einfach ändern dürfen, braucht man mehr Vertrauen. Oder auch weniger Vertrauen, das kommt auf die Betrachtungsweise an. Neulich sagte mir jemand, man brauche grundsätzlich sehr viel Vertrauen in seinen Lektor oder Redakteur. Die Idee war mir in dieser Form neu, denn dieses Vertrauen ist eigentlich nur nötig, wenn man mit unbekanntem Redakteuren zusammenarbeitet, die im Text herumändern und ihn dann ohne weitere Rücksprache veröffentlichen. Wenn man sich vor der Veröffentlichung im Dokument über die Änderungsvorschläge verständigt, kann der Lektor ja wenig Schaden anrichten.

Die meisten meiner Verlagslektoren waren für diese Art der Zusammenarbeit allerdings nicht zu haben. Die Arbeitsabläufe in Verlagen und die Bezahlung von Lektoren sehen keine kontinuierliche Zusammenarbeit am entstehenden Text vor. Außerdem wünschten sich viele eine Funktion zum Markieren von Änderungsvorschlägen wie bei Word. Die wurde mittlerweile eingeführt, so dass ich für die Zukunft etwas optimistischer bin.

Wenn ich vom gemeinsamen Schreiben erzähle, werde ich häufig gefragt, ob es da nicht viel Streit mit den Coautoren gibt. Darüber hatte ich bis zum ersten Auftauchen dieser Frage gar nicht nachgedacht, und die Antwort ist: Nein, eigentlich nie. Ich glaube, das liegt daran, dass ich meine Coautoren alle im Netz anhand ihrer Texte kennengelernt habe. Ich wusste also schon lange vor dem gemeinsamen Bücherschreiben, dass wir uns stilistisch gut verstehen. Jemand sagte kürzlich in diesem Zusammenhang zu mir: "Ich merke jeden Satz, den meine Lektorin eingebaut hat", aber das ist eine ganz andere Beziehung, das geht mir natürlich auch so. Lektoren und Redakteure kann man sich in der Regel nicht aussuchen, und bevor man mit ihnen zusammenarbeitet, weiß man nichts über ihren Stil.

Die Sätze, die meine Coautorinnen und Coautoren einbauen, kann ich nach kurzer Zeit nicht mehr von meinen eigenen unterscheiden. Schon seit dem ersten Buch ist es immer wieder vorgekommen, dass wir uns gegenseitig zu einem schönen Satz oder Argument beglückwünschen und dann zu hören bekommen "Das ist nicht von mir, das ist von dir."

In "Weniger schlecht programmieren" raten wir den Lesern dazu, ihren selbstgeschriebenen Code so zu kommentieren, dass auch andere Menschen den Code und den Kommentar verstehen können. Selbst wenn man den Code nie jemandem zeigt, wird man selbst schon in wenigen Wochen so ein anderer Mensch geworden sein. Das ist beim Lesen eigener Texte nicht anders: Ob er von der Person stammt, die man früher selbst war, oder von einem ganz anderen Menschen, ist manchmal kein so großer Unterschied, wie man annehmen könnte.

Dass ich meinen eigenen Text schlecht von dem der Coautoren unterscheiden kann, hat auch damit zu tun, dass ich je nach aktuellem Coautor anders schreibe. Genau genommen schreibe ich eigentlich schon anders, wenn ich gerade viel von einem bestimmten anderen Menschen lese. Das sind bei der Arbeit am Buch eben oft die Coautoren.

Als Beleg dafür, dass ich nicht einfach nur in dieser Hinsicht seltsame Gewohnheiten pflege, habe ich ein paar Aussagen anderer Autoren zusammengetragen. Die Suche war nicht schwierig, also gibt es vermutlich noch mehr Zitate dieser Art:

“There have been times when we've woven our thoughts from paragraph to paragraph, sentence to sentence, word to word, so tightly that even we don't know who wrote what anymore. It's a comfortably unorganized process and wonderfully inspiring.”

Beth Ciotta

“Some of the best sentences I've written are only half mine, and I can't always tell which half is mine.”

Jesse Stommel, “Theorizing Google Docs”

“... one of us starts a sentence, the other finishes it. At the end of several hours, we are scrolling through something neither of us would or could have written alone and honestly cannot say which word 'came from' Carey, which idea 'came from' Ellen.”

Carey Kaplan / Ellen Cronan Rose (Literaturwissenschaftlerinnen)

Interessanterweise war auch bei dieser Suche wenig darüber zu erfahren, *wie* die Leute zusammenarbeiten, also mit welcher Technik.

In einer Rezension von “Weniger schlecht programmieren” heißt es: “Dem vorliegenden Buch kommt der Schreibstil von Kathrin Passig definitiv zugute.” Es ist ungerecht beiden Autoren gegenüber, dass noch jeder Rezensent mehr oder weniger explizit behauptet hat, Johannes Jander hätte die Fachkompetenz geliefert und ich den hübschen Schreibstil. Ich habe etwas über Softwareentwicklung zu sagen, und Hannes ist ein guter Stilist. Ich unterstelle mal optimistisch, dass das kein Sexismus ist, sondern nur daran liegt, dass ich eben sonst Bücher schreibe und Johannes hauptberuflicher Softwareentwickler ist, aber es bleibt unerfreulich. Beim “Lexikon des Unwissens” war es genauso. Vielleicht liegt es daran, dass den Rezensenten die Vorstellung fehlt, wie so ein gemeinsames Bücherschreiben aussehen könnte, außer eben: einer schreibt, einer überarbeitet. Es hat vermutlich auch mit der “Autorenstimme” zu tun, der Vorstellung, dass da *ein* Autor ist, der ein Buch schreibt. Andere Personen kommen in diesem Konzept nur als Experten, Übersetzer oder Herausgeber vor.

Kritiker und Literaturwissenschaftler verspüren offenbar häufig den Drang, Texte wieder zu entkollaborieren, aus dem gemeinsamen Text die individuellen Beiträge rauszupräparieren. Gemeinsames Schreiben gilt da nur als ein seltsamer Sonderfall des Alleine-Schreibens.

Noch einmal der eingangs erwähnte W.H. Auden:

“I have been amused at the way in which critics, trying to decide who wrote what, have guessed wrong.”

W.H. Auden

Das ist nicht nur bei Kritikern so. Ich habe mehrere Bücher zusammen mit Aleks Scholz geschrieben, und von unseren Eltern und Freunden hörten wir beide immer wieder den Satz “Ich wusste gleich, was von dir ist.” Anfangs habe ich mir dabei nicht viel gedacht. Warum sollten die Leute nicht wissen, was von wem ist, wir wussten es ja – wenigstens teilweise – auch. Aber als ich dann angefangen habe, nachzufragen, stellte sich raus, dass die Eltern und Freunde keine Ahnung hatten und öfter falsch lagen als richtig.

Es fällt durch das gemeinsame Schreiben mehr auf als früher, dass man als Autor kein so klar umrissenes Subjekt ist, wie man annehmen könnte. Und man wird stärker damit konfrontiert, dass auch die Leser gar nicht so genau wissen, wer man eigentlich ist. Auch dann nicht, wenn es gründliche Leser sind, die einen gut kennen.

Das gilt jedenfalls für menschliche Leser. Software lässt sich weniger leicht täuschen. In der Stilometrie untersucht man Wortlängen, Satzlängen, die Häufigkeit bestimmter Wortarten, die Größe des Wortschatzes und bevorzugte Wörter. Das Open-Source-Tool “Anonymouth” analysiert diese Elemente in einem Text und macht dann Vorschläge, wie sich – für Einsatzzwecke, bei denen Autoren eben nicht identifizierbar sein wollen – individuelle Merkmale aus dem Text tilgen lassen.

Clemens Setz hat 2012 einen Artikel über Anonymouth geschrieben, aus dem ich der Einfachheit halber zitiere:

“Der Tod des Autors, diese letzte große Fantasie von Anonymität und Unbehelligtsein, scheint verloren, aber immerhin ist der Umkehrschluss mit einem Mal erlaubt: Es ist möglich geworden, sich selbst zum Verschwinden zu bringen, einfach indem man ein Autor wird – das heißt: indem man bewusster schreibt. Indem man auf Stil achtet, zum Beispiel mit der Hilfe von Anonymouth. Denn das Programm entfernt die von ihm als charakteristisch identifizierten stilistischen Merkmale nicht automatisch, das kann es nicht, sondern es präsentiert dem Anwender eine Liste mit Ergebnissen: dies wendest du sehr häufig an; dieses Merkmal fehlt fast in jeder Textprobe; du verwendest Semikola; die durchschnittliche Silbenzahl deiner Wörter und die durchschnittliche Länge deiner Sätze beträgt x und y; du verwendest manchmal englische Fremdwörter; du beginnst auffallend viele Sätze mit einer Konjunktion; du streust gelegentlich Auslassungspunkte ein ... Und so weiter. Die künstliche Intelligenz des Programms ersetzt nicht die menschliche Intelligenz, sondern ergänzt sie nur, gibt ihr Tipps.”

Vielleicht ist aber eine mögliche Antwort auf diese Fragen gar nicht, wie man sich selbst als Autor zum Verschwinden bringt. Vielleicht ist die Mischung der Stile verschiedener Autoren, die sich jeweils überhaupt nicht zu verstellen brauchen, die beste Tarnung. Das würde viel Zeit und Arbeit sparen.

“Ja, beim Sachbuch mag das ja alles schön und gut sein, aber mit Literatur geht es nicht”, ist ein Einwand, den ich ab und zu höre. Ich kann das schlecht aus eigener Anschauung

widerlegen, denn ich habe nur zwei literarische Texte geschrieben, und ausgerechnet die ohne Coautoren. Ich glaube aber nicht daran oder bin wenigstens agnostisch.

Der erste Grund für meinen fehlenden Glauben sind Fernsehserien. Sie werden von Autorentams geschrieben, und zwar schon, weil in relativ kurzer Zeit viele Folgen fertiggestellt werden müssen. Aber nicht nur deshalb. David Chase, der für das Drehbuch der Sopranos verantwortlich war, antwortet in "Difficult Men: Behind the Scenes of a Creative Revolution" auf die Frage, ob er lieber jedes Wort selbst schreiben würde, wenn er alle Zeit der Welt hätte: "I would hire a staff. I'd get lonely."

Beim Drehbuch ist allerdings die Arbeitsteilung oft eine andere, und das Schreiben erledigt am Ende doch ein Einzelner. Nicht jeder kann Plot oder interessiert sich für Plot. Auch das ist ein Argument für das gemeinsame Schreiben, denn das Problem der unterschiedlich ausgeprägten Fähigkeiten und Interessen stellt sich ja nicht nur bei Fernsehserien. Nicht jeder kann stilistische Details; normalerweise gibt es dafür das Lektorat. Nicht jeder kann Dialoge, und bei denen, die Dialoge können, klingen oft alle Dialoge wie von derselben Person, was sie ja auch sind. Oder man merkt, dass in allen Figuren der Autor drinsteckt. Und das ist normal. Es ist so normal, dass es uns schon gar nicht mehr auffällt. Kritiker bemängeln nur selten, dass alle Figuren mit derselben Stimme sprechen.

Manches geht natürlich alleine besser. Manches kann man sogar am besten alleine machen – das sagen alle. Manches geht aber auch nur, wenn man viele ist – das wird seltener erwähnt. Wir wissen derzeit noch kaum, was das sein könnte. Es gibt (beim Schreiben und auch außerhalb des Schreibens) Projekte, die man besser alleine umsetzen kann und Projekte, die sich besser zu mehreren umsetzen lassen. Und es gibt sehr viele Projekte, von denen man *glaubt*, man könne sie besser allein machen, in Wirklichkeit gelingen sie aber besser, wenn man zu mehreren ist.

Ohne es auszuprobieren, kann man kaum herausfinden, welche Projekte das sind, was man selber machen muss, wie man sich selbst dadurch verändert und wie sich die Texte dadurch verändern. Und mit diesem Ausprobieren haben wir gerade erst angefangen.

Schon in Bereichen, in denen es gar nicht um Literatur geht und in denen der Einsatz von Kollaborationstools absolut naheliegend wäre, ist er noch nicht annähernd vollzogen, wir stehen noch ganz am Anfang. Verlage sind nach wie vor nicht darauf eingestellt: In der öffentlichen Kommunikation wird meistens nur ein Autor erwähnt. Mails vom Verlag erreichen nur einen der Autoren, der Herstellungsprozess verlässt sich darauf, dass es nur einen einzigen Autor gibt, dem man Korrekturen auf Papier schicken kann. Bei "Internet: Segen oder Fluch" haben wir jemanden dafür bezahlt, die Änderungsvorschläge des Lektors in die Google-Docs-Version einzupflegen, damit wir gemeinsam damit weiterarbeiten konnten. Die Arbeitsabläufe sehen vor, dass immer nur eine Partei am Text arbeitet, die andere muss abwarten. Bei Zeitungsredakteure ist es nicht anders. Die Arbeitsabläufe im Verlag und in der Redaktion sind nicht auf mehrere Autoren ausgelegt, und auch die Bezahlung der Mitarbeiter passt nicht dazu. Außerdem sind Autoren traditionell nicht die Speerspitze des Fortschritts, bis heute werden handgeschriebene oder auf der Schreibmaschine getippte Manuskripte eingereicht. Schneller Fortschritt ist da nicht zu erwarten.

Die traditionelle Arbeitsteilung beim Büchermachen ist ein Artefakt der Technik, die nur sukzessive Bearbeitung zuließ: Es gibt Kollaboration beim Stil (Lektorat) und der Rechtschreibung (Korrektorat), weil sich das leicht zum Schluss erledigen lässt. Es gibt ganz selten Kollaboration beim Plot, denn dafür ist es nach der Fertigstellung des Buchs zu spät. Dass gleichzeitige Bearbeitung jetzt möglich ist, wirkt sich also nicht nur auf die Arbeitsweise, sondern auch auf die Texte aus, und wird sich in Zukunft noch stärker auswirken.

In dieser Zukunft erfindet hoffentlich auch jemand irgendein Ding, mit dessen Hilfe man bei Vorträgen mit anderen Menschen zusammenarbeiten kann. Man fühlt sich nämlich ganz schön einsam auf der Bühne. Sie sind da unten so viele. Ich komme jetzt wieder runter und versuche mich staatsquallenhaft mit Ihnen zu verkleben, und morgen geht es um die Zusammenarbeit mit Maschinen. Vielen Dank.